DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, 5. Oktober 1932

Nummer 65

## Brot.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Balthasar Meyer zu Dielingdorf — der Name klang wie der eines alten Adelsgeschlechts — legte sich schwer in den rotgewürfelten, derben Drellkissen zurecht. Es wollte schon seit Wochen nicht mehr so gut wie sonst. Kein Wunder. Er war achtzig, hatte sein Leben lang für drei gearbeitet und durfte nun wohl ausruhen.

Sie waren immer eine zähe Familie gewesen, die Meyers zu Dielingdorf, die bereits seit dem Jahre 1621 ununterbrochen auf demselben Hofe saßen, und die meisten hatten es auf wenigstens Siebzig gebracht. Zwei freilich ausgenommen. Einer lag bei Soissons, der andere war nicht wieder aus Sibirien zurückgekehrt. Doch blieb ihm wenigstens der Jüngste, ein Bauer, der im Hause und auf dem Felde zu wullacken verstand, wie man hierzulande auf gut Platt sagte. Schon als Junge hatte der seinen Mann gestanden, wenn es auch mit der Schule immer ein wenig haperte. Seit einiger Zeit war der mächtig hinter der Luise vom Deitershof her, und er hatte nichts dazu gesagt. Das Mädchen schaffte tüchtig wie Hermanns tote Mutter, und gegen die Aussteuer ließ sich gewiß auch nichs sagen. Die alten Deiters hatten immer das Ihre zusammengehalten.

Durch das offene Fenster kam der Ruch des reifen Roggens. Sie schnitten schon am Fuhrenkamp. Ganz deutlich konnte er das Dengeln der Sensen hören. Es gab dieses Mal eine gute Ernte, der Roggen bollwerkte wie noch nie, und Regen und Hagel hatten ihm keinen Schaden getan. Nur noch wenige Tage, und alles war geborgen.

Er sann vor sich hin. Wie oft hatte er das nun alles erlebt! Zuerst riß man die Erde auf, dann kam das Korn in die Furchen. Es wuchs, streckte und bestockte sich, der warme Wind ging darüber hin und die Hitze des Juli, der Regen und das Gewitter. Dann fuhr man ein, die Dreschmaschine summte, und die reife Frucht wartete, daß sie Brot wurde. Früher war das noch schöner gewesen, als man noch mit den langen Flegeln zu winterlicher Zeit drosch, wobei man denn tüchtig aufpassen mußte, daß einem das flinke Holz nicht auf die Finger schlug. Aber heute ging das alles mit Maschinen. man hatte elektrischen Strom, Buchführung und Steuerberatungsstelle, dicke landwirtschaftliche Zeitungen, Parteien und Ausstellungen in Berlin und war manchmal fast — Fabrikant als Bauer. Man verkaufte ja auch nicht mehr Roggen, Weizen und Gerste, Rüben und Kartoffeln, sondern landwirtschaftliche Erzeugnisse, sterilisierte Milch, Tee- und Tafelbutter. Er hatte Arbeit gehabt, sich diese neumodischen Wörter alle zu merken!

Aber die Erde blieb doch, was sie war, und roch nach Feuchtigkeit und Kraft wie immer. Das Gras schoß hoch ins Kraut, die Apfel- und Birnbäume trugen ihre Last, und die Waldstücke wuchsen kräftig heran. Das Leben war schön gewesen, weil es Arbeit war.

Es grummelte in der Ferne. Ein Gewitter schien im Anzuge. Schwül strich der Wind durch den Blumengarten unter dem Fenster. Die Frau hatte sich dort redlich gemüht und manchen Groschen heimlich in ihre Stauden gesteckt. Er sah das anfangs nicht gern. Man war doch nicht in der Stadt, wo man sowas nötig hatte. Es wuchs doch draußen genug Buntes auf der Wiese! Sogar Wein hatte sie angepflanzt, wenn die Spatzen und Drosseln auch fast immer die Trauben fraßen. Hermann freilich wußte sich auch hier zu helfen. Der stellte einfach seinen Rundfunkkasten ans Fenster. So ein neumodisches Ding hatten sie natürlich auch haben müssen. Aber man wußte doch wenigstens Bescheid, was man in Berlin machte, was die Futtermittel kosteten und wie das Wetter wurde, wenn sich da die gelehrten Leute in Hamburg oder Köln auch oft irrten. Das mußte man denn auch wohl so in den Fingern haben und von Jugend auf kennen. Aus den Büchern lernte man das sicher nicht.

Die Reben schlugen ans Fenster, es fing sachte zu regnen an. Der Rücken tat wieder weh. Er hatte sich sicher durchgelegen. Rufen mochte der Alte nicht, die Jüngeren hatten heute alle Hände voll zu tun, und es war wichtiger, daß draußen alles ins Reine kam, als daß man sich um sein ausgeleertes Leben kümmerte.

Die Hände falteten sich zusammen. Brot und Wein, das war wohl ein schönes Bild, das da noch einmal vor seine alten Augen trat. Sonntags, wenn er zum Abendmahl ging, war es dasselbe. Denn die Frucht war Sein wie das Leben, das nun zu Ende ging.

Er spürte es deutlich, wie ihn die Kräfte verließen. Und das war wohl gut so, die jungen Leute mußten schließlich auch Platz haben.

Der Regen wurde stärker, ein Blitz blendete blau auf. Die dünnen Lippen des Alten bewegten sich kaum noch. Die Augen wurden weit und sahen in das Land, das er nicht geackert und in dem doch sein Name geschrieben stand unter denen, die da eingingen zu ihres Herrn Freude.

Draußen klapperten die Knechte ins Haus, erhitzte Pferde schnaubten, man machte die breite Dielentür zu. Er hörte es nicht mehr.

Doch schwoll der Ruch des reifen Brotes voller ins Zimmer, und die Erde atmete wie an dem Tage, als hier der erste seines Namens den Pflug in den Boden stieß.

★

## Der Bürgermeister von New Cattleville.

Amerikanische Geschichte von Hans Rieban.

Sagen Sie nicht, diese Geschichte sei nicht wahr, oder gar, diese Geschichte könnte nicht wahr sein. Das Leben liefert die unwahrscheinlichsten Dinge am laufenden Band, ohne daß jemand den Kopf schüttelt. Das Schütteln der Köpfe hebt erst an, wenn die unwahrscheinlichen Dinge schwarz auf weiß gedruckt sind. Der Freiherr von Münchhausen hat, Hand in Hand mit amerikanischen Nachrichtenagenturen, die merkwürdigen Dinge dieser Welt diskreditiert.

Nach dieser — für den Leser notwendigen — Vorbemerkung sei die Geschichte von New Cattleville (USA) und den zwei verschiedenen Meinungen seines Bürgermeisters erzählt. Also:

Tom Soy, der Bürgermeister, ging nach Hause. In der linken Tasche trug er einen Revolver. In der rechten Tasche trug er auch einen Revolver. Trotzdem spähte er nach links und nach rechts in die finsteren Gassen. Tom Soy, das wußte niemand besser als er selbst, war in New Cattleville nicht beliebt. Tom Soy gehörte zu den Gegnern des Alkoholverbots. Tom Soy wollte „fair play". Tom Soy liebte den Whisky, nicht aber die Stiefelschafter, und vorgestern hatte er den Sheriff von New Cattleville, den Bösewicht, eigenhändig ins Polizeigefängnis gesperrt. Also mehr als ein Grund für Tom Soy, in beiden Hosentaschen je einen Revolver zu tragen.

Als er in der Ferne sein Haus auftauchen sah, blieb er einen Augenblick stehen. „Die Gefahrzone", dachte er und hob den Fuß, um weiter zu gehen. Aber der Fuß ging nicht weiter. Er stieß gegen etwas Weiches, und als Tom sich bückte, lag da ein Mann.

Nun, in New Cattleville gehörte es nicht zu den Seltenheiten, daß um Mitternacht ein Mann auf der Straße lag, der keine Auskunft mehr darüber geben konnte, wie er da hingekommen. Aber der Mann, den Tom Soy betastete, war nicht tot. Er atmete.

Der Bürgermeister schwankte nicht einen Augenblick. Er nahm den Körper, warf ihn sich auf die Schulter, brachte ihn nach Hause und legte ihn aufs Bett. Fünf Minuten später schlug der Fremde die Augen auf und starrte Tom Soy an. Tom Soy seinerseits starrte — als sähe er in einen Spiegel — den Fremden an. Nase, Kinn, Augen, Ohren, Haut, Haar, und sogar der pockennarbenartige Leberfleck auf der Oberlippe glichen sich wie ein Ei dem anderen. Tom Soy, der Bürgermeister von New Cattleville, und der Mann, den er in seine Wohnung getragen hatte, waren Doppelgänger.

Die Erstarrung löste sich erst, als der Bürgermeister Whisky einschenkte. Der Doppelgänger trank. Dann rieb er sich die Stirn. Die Geschichte, die er erzählte, war langweilig. Geschäftsreisender, Tramp, Geschäftsreisender, wieder Tramp. Und zweimal hatte er schon im Gefängnis gesessen. Wie er nach New Cattleville gekommen war? Mit der Eisenbahn. Und dann? Der Ueberfall?

Der Doppelgänger hämmerte sich gegen die Schläfen. Er trank einen Whisky, und noch einen. Aber die Erinnerung kam nicht. „Wie weggewischt", flüsterte er, „ich weiß es nicht."

Tom grübelte. Tom Soy überlegte. „Was mich betrifft", murmelte er schließlich, „ich bin der Bürgermeister. Aber die Leute hier lieben mich nicht. Die Stadt besteht — seit es da Alkoholverbot gibt — fast nur noch aus Verbrechern. Ideales Gelände, wissen Sie; erstens die Grenze dort oben, und dann die See... Man muß sein Testament fertig haben in New Cattleville. Und man darf nicht ohne Revolver auf die Straße gehen."

Der Doppelgänger hörte aufmerksam zu. „Jim Havis ein Mann mit knallroten Haaren", fuhr Tom Soy fort, „ist das wirkliche Oberhaupt der Stadt. Nach seiner Pfeife tanzen sie, die Bürger, die Geschäftsleute, die Beamten, die Polizei."

„Rote Haare?" murmelte der Doppelgänger und strich sich über die Stirn. „Knallrote Haare? Ich fange an, mich zu erinnern. Es ist, als wenn ein Nebel aufsteigt. Ein Mann mit roten Haaren, fast zwei Meter groß, hat mich, ohne ein Wort zu sagen, niedergeschlagen."

„Das war Jim Havis", nickte der Bürgermeister. „Distriktführer der Halldy-Bande in New Cattleville. Sie hat er niedergeschlagen, und mich" — Tom seufzte — „hat er gemeint."

Der Doppelgänger erhob sich langsam. „Das ist eine traurige Verwechslung", sagte er. „Jim Havis — ich habe doch recht gehört? — ist Mitglied der Halldy-Bande?"

„Ja", murmelte Tom Soy.

„Sehr traurig", fuhr der Doppelgänger fort, „auch ich bin Mitglied der Halldy-Bande."

Der Bürgermeister erstarrte...

Damit ist die Geschichte im wesentlichen zu Ende. Was nützt es, wenn man in der linken Hosentasche einen Revolver und in der rechten Hosentasche auch einen Revolver, die Hände aber nicht an den Abzugsbügeln hat? — Am nächsten Tag begruben die New Cattleviller einen fremden Tramp, den sie irgendwo — ohne ein Papier in der Tasche — gefunden hatten. Tom Soy aber, der Bürgermeister, war von diesem Tage ab ein Freund der Stiefelschafter. „Er ist", sagte Jim Havis, der Rothaarige, „ein ganz anderer Kerl geworden seit damals."

„Du hast recht", grinsten die New Cattlevillers, „er hat sich ungeheuer zu seinem Vorteil verändert."

★

## Kehraus.

Der braune Herbst tollt fern im Hage,
Wind jagt das Lachen weit ins Feld,
Dann schrillt uns eines Hähers Klage,
Die aus den welken Wipfeln gellt.

Ein Schnäblein zückt zu leisem Liede
Die Flöte, rasch zerweht der Reim,
Der Wandrer aus dem Wildpfadriede
Reckt sich hochauf: Ich bin daheim.

Kurt Bock.

## An der Schwelle des Glücks / Der Wirklichkeit nacherzählt von Bruno Goebel

Schon seit Jahren war es für Thea Binder eine unabänderliche Tatsache: „Ich werde Kinderärztin!"

Sie hatte einmal durch Zufall eine armselige Vorstadtwohnung gesehen, wo zwischen zusammengepfercht hausenden Erwachsenen ein krankes Kind lag und litt. Da krampfte sich das Mitleid wie eine würgende Faust um ihr Herz, und in der Nacht träumte sie davon, daß sie Aerztin war und dem Kinde half. Ein Glücksgefühl, wie noch nie erlebt, ergriff sie da.

Als Thea Binder erwachte, war ihr Entschluß gefaßt.

Den Eltern fiel es schwer, ihre Zustimmung zu geben. Sie lebten ja selbst nur von der Hand in den Mund und hatten gehofft, ihre Tochter würde bald eine Entlastung für sie sein. Nun besaßen sie keine Mittel, um ihrem Kinde beim Studium zu helfen. Aber Thea Binder kannte keine Bedenken: „Ich will es soweit bringen, und das Geld werde ich mir selbst verdienen." —

Vom Entschluß bis zur Tat war doch ein weiter, mühsamer Weg. Aus dem wohlgemuten Schritt, mit dem das Mädchen dem fernen Ziel entgegenstürmte, wurde ein müdes, schweres Schreiten. Wie hoffnungsfroh hatte dieses eine Wort „Werkstudentin" geklungen, mit dem Thea seinerzeit alle Bedenken der Eltern zu zerstreuen suchte. Und nun war es wie eine schwere Last, die drückend auf ihren jungen Schultern ruhte. Wo blieb all das Ideale des selbstgewählten Berufes, wenn die junge Studentin nachts in irgend einem Gasthaus stand und Geschirr spülen mußte, um nicht ganz zu verhungern?

Vier Semester lang kämpfte Thea Binder trotz allem um ihre Ideale. Sie hatte keine Zeit mehr zum Schlafen. Denn wenn sie morgens übernächtigt vom Geschirrspülen kam, so mußte sie nach einer Stunde schon wieder fortlaufen, um Kinder, die eine kranke Mutter hatten, zur Schule fertig zu machen. Und nachmittags gab sie für ein Butterbrot Nachhilfestunden. So schlief sie im Kolleg oft vor Erschöpfung ein, und sie verdiente doch nicht genug, um leben und satt werden zu können. —

Der Kampf war verzweifelt, und Thea Binder verlor ihn. Sie glaubte nicht mehr an sich selbst. Das Ziel war durch unüberwindbare Hindernisse verdeckt, und offen vor ihr lag nur die Hoffnungslosigkeit. Irgend etwas in dem jungen Mädchen war während dieses Kampfes zerbrochen, und an Stelle des frohen Wagemutes von einst trat die Gleichgültigkeit.

Die Laufbahn war abgeschnitten. Es gab keine Möglichkeit, die fehlenden vier Semester zu vollenden. Was nun?

Thea Binder wußte keine Antwort darauf. Das eine freilich war für sie gewiß: Sie wollte, sie konnte als Geschlagene nicht vor ihre Eltern treten. Sie durfte nicht gestehen, daß sie den Kampf um ihre Ideale aufgegeben hatte. Sie mußte irgend etwas anderes beginnen, irgend etwas suchen, um weiter leben zu können. Denn zum Selbstmord war sie nicht feig genug.

Sie lief ziellos ins Land hinaus. Und eines Abends kam es, daß sie zum ersten Mal an einer Tür klopfte und... Sie wollte fortlaufen, bevor geöffnet wurde. Doch der Hunger hing mit Bleigewichten an ihren Füßen und zwang sie zum Bleiben. Sie bettelte!

Die Nacht, die diesem Abschnitt in ihrem Leben folgte, verbrachte Thea Binder auf dem Stroh einer Scheune. Sie wollte weinen, und doch blieb ihr diese Linderung ihrer Qual versagt. Sie hatte den Menschen mit ihrem ganzen Wissen und Können helfen wollen, und nun lebte sie nur noch, weil Leute ohne Vorbildung, ohne Ehrgeiz, ohne Ideal ihr mit einem Stück Brot halfen.

Es gab jetzt kein Empor mehr aus diesem Abgrund. Teilnahmslos, mechanisch zog Thea Binder ihre ziellose Straße. So kam sie auch in eine große Stadt, und dort wurde das Asyl für ein paar Nächte ihr Heim. Sie sah in die Tiefen menschlichen Elends und menschlicher Verkommenheit hinein, und sie hatte noch die Kraft, zu fliehen. Sie schlief zwei Nächte auf einer Bank.

Tagsüber bettelte sie um Essen. Viele Türen öffneten sich ihr gar nicht. Andere wurden zugeschlagen, sobald sie in dem zaghaften Ton, der ihr nun eigen war, um ein Stück Brot, um einen Teller Essen bot. Dann und wann hatte ein Mensch Mitleid mit ihr oder wollte sie sich nur vom Halse schaffen und reichte ihr eine trockene Scheibe, einen Teller Suppe, den ein Schuß Wasser ansehnlicher gestalten sollte.

Einmal wies man sie schroff ab: „Nein, wir haben keine Zeit für fremde Leute. Unser Kind ist schwer krank." Da wollte Thea Binder schon sagen: „Lassen Sie mich herein! Ich habe doch studiert und wollte Kinderärztin werden. Ich kann helfen. Geben Sie mir dafür nur etwas zu essen." Doch die Tür flog zu, ehe die Bettlerin reden konnte. Und dann hätte Thea Binder ja gar nicht mehr den Mut besessen, um das zu sagen. Denn wer sollte ihr glauben, daß sie einmal Studentin gewesen war? Vielleicht war sie auch schon zu schwach, um den Entschluß zum Sprechen fassen zu können.

Denn sie mußte sich gegen die Hauswände stützen, als sie jetzt auf den Bürgersteig trat und weitergehen wollte. Sie wäre sonst wohl zusammengebrochen. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte sie ja nichts gegessen als ein Stück Brot.

An der nächsten Haustür mußte Thea Binder einen Augenblick warten, wie eine alte Frau, die keine Kraft mehr hat. Dann stieg sie langsam die Treppe hinauf. Sie läutete an der ersten Tür so zaghaft, daß der Glockenton dünn und kaum hörbar durch den Wohnungsflur zitterte.

So hatte die Frau, die jetzt öffnete, ein freundliches Gesicht. Sie schlug auch nicht die Tür wieder zu, als Thea Binder leise bat: „Haben Sie nicht etwas zu essen für mich?"

— „Ja, warten Sie einen Augenblick!" Ein Mensch, der helfen wollte, ohne vorher Fragen zu stellen, die quälend gewesen wären! Ein dankbarer Blick der Bettlerin folgte der Frau in den Flur.

Es dauerte freilich ein paar Minuten, bis die Freundliche zurückkam. Dafür hielt sie in der Hand ein großes Butterbrot, und darauf lag ein Stück Wurst, mindestens ein halbes Pfund. „Gefällt Ihnen das?" fragte die Frau lächelnd und sie hielt das Geschenk Thea Binder vor das Gesicht, bevor sie das Einwickelpapier zusammenschlug.

Ein guter würziger Duft von Wurst lag noch für Augenblicke in der Luft. Er reizte Thea Binder, sofort hinein zu beißen in das unerwartete Geschenk, sofort die Freuden eines lange nicht mehr gekannten Glücks zu genießen: Sich satt essen zu dürfen. Doch ein Schamgefühl hielt sie davon ab. Sie dankte der Frau hastig, drückte den kostbaren Schatz mit beiden Händen an sich und stieg die Treppe hinunter.

Sie stand auf der Straße und dachte nur an ihr Glück. Dort drüben waren Anlagen, standen Bänke, dort drüben wollte sie essen, wollte sie für eine halbe Stunde glücklich sein. Wie köstlich roch doch die Wurst! O, es wurde Zeit, daß sie hineinbiß, denn als Thea Binder jetzt auf die Fahrbahn trat, war ihr schwindelig. Aber dort drüben winkte ja schon die Bank, und hier war schon die Bordschwelle des anderen Bürgersteigs, die Schwelle zum Glück. Die Wurst duftete. Gleich, gleich...

Thea Binder erreichte die Bank nicht mehr. Sie verlor die Besinnung in dem Augenblick, da ein wenig Wurst ihr ein unerhörtes Glück, ein neues Leben vorgaukelte. Ihr ausgemergelter Körper war der Anstrengung dieser übergroßen Freude erlegen.

Ein Kraftwagen tötete die Bewußtlose. So nahm der Traum vom Glück kein Ende.

## Kino.

Skizze von Hans Stalter-Charlottenburg.

In dem kleinen Kino, das der düsteren Straße durch ein rotbeleuchtetes Plakat „Tonfilmtheater" einen abenteuerlichen Anstrich verleiht, flammt das Licht auf. Die dicht nebeneinandergereihten, regungslosen Kugelschatten verwandeln sich wieder in Menschenköpfe, die in lebhafte Bewegung geraten.

„Schokolade, Waffeln, Nußstangen!" Die Stimme des Fünfzehnjährigen, der die Erfrischungen ausruft, hat die Grenze zwischen Kindheit und Jünglingsalter noch nicht völlig überschritten. Es fehlt noch sozusagen der Resonanzboden, der erst vorhanden sein wird, wenn die rauhe Schale der Heiserkeit abgefallen ist. In unausgeglichenem Rhythmus schlenkern die eckigen Glieder, die in dem schwarzen Konfirmandenanzug stecken, an den Sitzreihen entlang. Bisweilen zwängt er sich an stoßenden Knien vorüber, reckt die lange rote Knabenhand weit aus dem kurzen Aermel hervor, um die Näschereien in begehrlich ausgestreckte Finger zu legen.

Dann verdunkelt sich wieder der Raum. Alles verschwimmt erneut zu klumpigen Schatten, in die nur die grellweiße Leinwand ein scharfkantiges Viereck hineinreißt. Die Musik setzt ein. Die Töne klingen hohl, als wären sie in den Windungen einer Muschel gefangen.

Der Junge lehnt im Hintergrund dicht neben der Ausgangsportiere und fühlt die feuchte Kühle der getünchten Mauer in seinem Nacken.

„Geh 'raus mit Deinem Kasten!" knurrt der Platzanweiser im Vorbeigehen.

„Draußen zieht's", klingt es gleichmütig zurück.

Der andere findet keine Zeit zu einer Antwort. Auf schweigsamen Gummisohlen geleitet er einige Neueintretende zu ihren Sitzreihen.

Der Junge reibt zum Takt der Musik die Fußknöchel aneinander. Etwas Aufrührerisches liegt über der gelblich blassen, breitgebuchteten Stirn, die sich manchmal in nachdenkliche Querfalten legt, in dem rötlich blonden Haarbusch, der sich trotzig über dieser Stirn bäumt, in den Winkeln des Mundes, den eine trübselige Kindheit herb und verschlossen gemacht hat.

Unaufhörlich gleitet das Filmband. Der dritte Akt beginnt. Nun muß bald die Szene kommen, über die er sich seit sieben Tagen schändlich ärgert, diese eine Szene, in der ein Boy in tadelloser, praller Livree auf einem Bahnsteig die gleichen Erfrischungen ausbietet wie er, bis die schöne, gefeierte Frau erscheint, die dem Knaben liebreich die Wange klopft und ihm einen Geldschein in die Hand legt.

Greifbar steht jede Bewegung, jede Geste vor seinem inneren Auge. Sein scharfer Verstand verneint das Künstlich-Aufgebaute, er weiß, daß die Wirklichkeit im schwarzen Konfirmandenanzug mit blankgewetzten Aermeln herumläuft, daß sie gehässig angezischt wird: „Geh 'raus mit Deinem Kasten!" Daß die schöne, freigiebige Frau eben nur im Film lebt; und dennoch glüht irgendwo ein jungenhafter Neid, den er nicht wahr haben will. Neid auf die schmucke Uniform, auf das eitle, wohlgenährte Gesicht des andern, auf das Geld, das ja doch nur wie alles andere Schein ist.

Hinter dem Vorhang tuschelt der Platzanweiser mit einem der andern Angestellten. Wahrscheinlich verklatscht er mich wieder, denkt der Junge in leise gärendem Zorn und wühlt den Blick noch tiefer in das flimmernde Viereck, über das soeben ein Auto hinrollt. Die schöne Frau steigt aus, Blumen im Arm, schreitet zwischen ehrfürchtigen Rückenbögen und entblößten Scheiteln der Bahnhofstreppe zu.

Nun muß die mit Abscheu herbeigesehnte Szene kommen.

Hinter dem Vorhang quellen Worte hervor, tropfen in sein überwaches Ohr: „Hoffentlich fliegt der freche Bursche bald." Da wirbelt irgend etwas in ihm empor — etwas Flammendrotes, Ungestümes. Wie hinter Nebeln sieht er das schmuck aufgeputzte Figürchen seines unechten Nebenbuhlers über die Leinwand tänzeln. Er reißt die Lippen voneinander und schreit, nein brüllt: „Schokolade, Waffeln, Nußstangen — Schokolade, Waffeln, Nußstangen —"

Wie ein heiserer Fanfarenstoß fliegt es über die herumschnellenden Köpfe. Vergessen ist das zappelnde Figürchen da oben, alle Augen suchen ihn, den Sieger, und mit vollster Lungenkraft gellt er: „Schokolade, Waffeln, Nuß —"

Da graben sich zwei Hände in seine Schultern, reißen ihn rückwärts. Die zusammenklappende Portiere verschlingt eine dumpf aufbrandende Lachwelle.

„Infamer Bengel!" Blaß bis in Ammen schüttelt der Platzanweiser die hagere Knabengestalt. Neugierige Gesichter schieben sich zu einem fratzenhaften Kreis um die beiden zusammen. Der Geschäftsführer eilt mit den raschen Schritten eines in seiner Ruhe gestörten Herrschers herbei, bohrt den Blick in das blasse, aufwärts gewandte Knabengesicht und läßt, von dem trunken funkelnden Etwas, das ihm da entgegenspringt, aus der Fassung gebracht, die Lider fallen. Fast verwirrt stößt er die Worte hervor: „Mach', daß Du 'rauskommst! Auf der Stelle! Du bist entlassen."

Der Junge streift ruhig den Tragriemen seines Warenkastens über den Kopf, durchbricht in langsamer Drehung den Kreis und verschwindet, die Neugierblicke der anderen im verächtlich zurückgeworfenen Nacken, in dem winzigen Garderobenverschlag. Er kriecht in den armseligen Mantel, klemmt die Mütze unter den Arm.

„Wohin, mein Junge?"

Er wendet den Kopf, sieht in ein rundes, braunrotes Gesicht, das in seiner fülligen Bildung viel Behagliches hat. Die Augen jedoch, die unter einem graublonden Brauengestrüpp hervorlugen, haben die Farbe von gutem Stahl.

„Wohin?" fragt der andere noch einmal.

Der Junge hebt stumm die Schultern. Er hat keine Lust, jetzt einem Fremden Rede und Antwort zu stehen. Das Wort „entlassen" ist wie ein Tropfen Oel auf die Wogen seiner Erregung gefallen. In ihm ist plötzlich eine geradezu unheimliche Ruhe. Merkwürdigerweise muß er immerfort an seine Mutter denken, die den ganzen Tag die Hände in grauer Seifenlauge hat. Er kommt gar nicht davon los, sieht das Bild deutlich vor sich.

„Kannst Du nicht antworten? Hast doch vorher zur Genüge bewiesen, daß Deine Stimmbänder in Ordnung sind. Wie alt bist Du?"

Erst muß der Knebel heruntergeschluckt werden, der allmählich die Kehle einzuengen beginnt. „Fünfzehn", kommt es dann störisch zurück.

„So — hätte Dich für älter gehalten! Machst Du öfters solche Streiche?"

Streiche? — Verwundertes Aufblicken. Das war doch kein Streich, das war doch ganz etwas anderes — das kann doch so von innen — so — er weiß selbst nicht recht, schüttelt nur schwer und langsam den Kopf.

Die Stahlaugen greifen fester zu. „Na ja — kann's mir denken, versteh schon! Hast Dich geärgert, wie? Ueber den andern da — hm, versteh schon!" Er bricht in ein halblautes kollerndes Lachen aus und legt die Hand unter das eckige Knabenkinn. „Ansehen!" befiehlt er. Eine ganze Weile betrachtet er das farblose Gesicht, das trotz aller Verstocktheit etwas Vergrämtes hat. Dann läßt er die Hand sinken. „Mußt noch viel lernen, mein Junge. Mit dem Kopf durch die Wand kommt man nicht vorwärts, siehst es ja! Aber ich will's mit Dir versuchen. Kannst morgen früh als Botenjunge in mein Geschäft eintreten. Wenig Verdienst, aber viel Arbeit; bin selber nicht auf Rosen gebettet. Wäre immerhin schade, gutes Holz ungenutzt zu lassen. Vielleicht läßt sich später etwas Gescheites daraus zurecht zimmern. Also morgen früh Punkt acht Uhr! Hier hast Du die Adresse. Ausweise mitbringen!" Er nickt kurz, lacht noch einmal auf: „Eine Livree kriegst Du auch." Er geht.

Sekunden dauert es, bis der Junge wie erwachend um sich schaut, langsam zu begreifen beginnt. Er atmet ein paarmal ganz tief und hat nur den einen Gedanken: Was wird Mutter sagen — was wird Mutter bloß sagen!

In der Ausgangstür wendet er sich noch einmal zurück. Starkes Licht liegt auf der breitflächigen Stirn, und sein Lächeln birgt knabenhaften Stolz und mühsam unterdrückten Jubel.

Dann verschwindet er lautlos. Sein schmaler, aufrechter Schatten verschmilzt mit dem Dunkel der Straße.

## Der schlagfertige Novelli.

Der italienische Schauspieler Novelli spielte einmal im Carignano-Theater zu Turin die Titelrolle im „Präfekt von Montbrisson". Ein jüngerer Schauspieler, der den Präfekten melden sollte, hatte Lampenfieber, und anstatt zu sagen: „Der Herr Präfekt!" meldete er: „Der Herr Perfekt!" Wieherndes Gelächter im Zuschauerraum. Novelli aber trat an die Rampe und rief: „Meine Herrschaften, warum lachen Sie? Der verkehrte Präfekt bin ich!"

## Schattenspiel.

**Skizze von Peter Mattheus-Berlin.**

Die Nacht war sehr still und sehr dunkel. Plötzlich fuhr Fiebelkorn mit einem Ruck aus dem Schlaf und setzte sich im Bett aufrecht. Irgendwo hatte etwas geklirrt.

Er hielt den Atem an und lauschte. Der Gedanke, ganz allein im Hause zu sein, jagte ihm ein unangenehmes Prickeln über die Haut. Die Wirtschafterin, die sonst im Dachgeschoß schlief, hatte sich tags zuvor Urlaub geben lassen und war zur Hochzeit einer Verwandten in die Stadt gefahren. Er horchte angespannt. Nichts rührte sich. Trotzdem wurde er das Gefühl nicht los, daß ein Geräusch von unten gekommen war.

Leise stand er auf und trat auf den Balkon hinaus. Von dort führte eine schmale Steintreppe hinunter auf die Terrasse, die sich vor dem Hause hinzog. Der Garten lag in tiefer Dunkelheit. Kein Laut war zu hören. Fiebelkorn faßte sich ein Herz und schlich die Treppe hinab.

Unten spähte er vorsichtig um die Ecke. Er sah die Steinplatten der Terrasse bleigrau durch die Finsternis schimmern. Sonst nahm er nichts wahr. Nach einigem Zögern entschloß er sich, zu seiner eigenen Beruhigung einmal die Runde ums Haus zu machen. Langsam tastete er sich an der Mauer entlang.

Er kam bis etwa zur Mitte der Terrasse. Plötzlich sank er mit einem erstickten Aufschrei gegen die Wand und blieb regungslos stehen. Sein Herzschlag setzte für eine Sekunde aus.

Aus dem schwarzen Schacht eines halb geöffneten Fensters schoß jäh ein Arm hervor, ein Arm, an dem ein viereckiger dunkler Gegenstand baumelte.

„Nimm, Mensch, und türme!“ zischelte es heiser.

Der Arm verschwand, so schnell wie er erschienen war. Der dunkle Gegenstand blieb in Fiebelkorns Hand zurück. Es schien eine Tasche zu sein.

Fiebelkorn machte kehrt. Mit schlotternden Knien eilte er die Terrasse entlang, tappte die Treppe hinauf und stürzte in sein Schlafzimmer. Er machte die Balkontür hinter sich fest zu und drehte den Schlüssel zweimal herum. Dann ließ er sich schweratmend auf das Bett sinken. Dicke Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

Einige Augenblicke später huschte ein Schatten vom Garten her über die Terrasse. Noch ehe er das Haus erreicht hatte, schwang sich ein zweiter Schatten aus einem der Fenster und glitt auf ihn zu.

„Was' los? Was krebst Du hier noch 'rum?“ grunzte die heisere Stimme.

„Dachte, es murkelt jemand am Gartentor“, brummelte eine andere.

„Blödsinn!“ Das war wieder die heisere Stimme. „Vorwärts — ab!“

Die beiden Gestalten verschwanden unter den Bäumen, kletterten über den Gartenzaun und liefen gebückt durch die Felder. Am Waldrand machten sie halt. „Nun rück' mal raus!“ sagte der Mann mit der heiseren Stimme und wischte sich schnaufend die Stirn.

Der andere nuschelte etwas vor sich hin.

„Los, gib die Tasche her!“ wiederholte der Heisere.

„Was für 'ne Tasche?“ fragte der andere verblüfft.

„Na, Mensch — die Tasche! Ich hab' Dir doch die Tasche gegeben.“

„Du hast mir 'ne Tasche gegeben? Du mir?“ Die Stimme des anderen klang gefährlich schrill. „Du spinnst wohl, was?“

Der Heisere sperrte eine Sekunde lang sprachlos den Mund auf. Dann machte er einen Schritt auf den anderen zu und hielt ihm die geballte Faust unter die Nase. „Du, gib die Tasche 'raus!“ zischte er drohend. „Du willst mich wohl begaunern, was? Ich sag Dir, Du kriegst Dresche wie noch nie im Leben.“

„Ich Dich begaunern? Du willst mich begaunern!“ heulte der andere voller Wut. „Du hast die Tasche wohl versteckt, um sie nachher alleine abzuholen, he?“

Im nächsten Augenblick schlugen sie zu. Es war ein Boxkampf ohne besondere Regeln. Die Fäuste wirbelten wild herum und hieben und stießen, wie es gerade kam. Beide keuchten. Zum Schluß gerieten sie ins Stolpern, schlugen krachend mit den Schädeln zusammen und rollten ins Gras. Eine Weile blieben sie ächzend liegen. Endlich rappelten sie sich auf.

Der Heisere bückte sich, nahm seine Mütze und spie im Bogen vor dem andern aus. „Du Schuft!“ sagte er giftig. Dann drehte er sich herum und ging davon.

„Gemeiner Lump!“ krächzte der andere und schüttelte die Faust hinter ihm her. Dann machte auch er kehrt und verschwand in der entgegengesetzten Richtung. —

Fiebelkorn stand um diese Zeit vor dem Tisch in seinem Schlafzimmer und betrachtete tief erstaunt die Dinge, die er der Tasche entnommen hatte. Da war die kleine Stahlkassette aus seinem Schreibtisch, in der er das Bargeld aufzubewahren pflegte. Dann lag fast sein gesamtes Silber da — bis auf zwei Löffel, deren Echtheit nicht ganz feststand. Und dann ein Bund Dietriche, ein Pechpflaster und ein Glasschneider.

Er schüttelte immer heftiger den Kopf. Er verstand es nicht, er verstand es ganz und gar nicht.

★

## Die tote Taube.

Eine Geschichte von Hans Auer.

„Das ist ja mein Tauberl, mein armes Tauberl!“ Der Mann, der das rief, lief fassungslos vom Gehsteig auf die Straße, wo etwas Weißes, Flaumiges lag. Es war eine tote Taube, noch warm vom verflogenen Leben.

„Mein Tauberl, mein armes, armes Tauberl!“ jammerte er wieder und hob das Flockige hoch. Wenige Fußgänger in dieser nicht sehr belebten Straße traten hinzu. „Armes Viecherl!“ riefen sie durcheinander. „A zahme Tauben, net, is zusammeng'führt worden?“

Der Mann, der seine tote Taube im Arm hielt — das Köpfchen hing trostlos welk herab —, zitterte ein wenig. „Ein ganzes Jahr habe ich das Viecherl gehabt. Es pickte so schön aus der Hand. Mein Bub wird weinen, er hat sein Tauberl so gern gehabt.“ Dann klärte er die Umstehenden auf, daß die Taube wahrscheinlich aus dem offenen Fenster einen Flug ins Weite versucht habe und dabei verunglückt sei.

„Derstößen wird sie sich haben“, meinte treuherzig ein besserer Herr, nickte noch einmal bedeutungsvoll mit dem Kopf und ging weiter. Eine Frau stürzte aus einem Laden und rief: „Ach Herr Schnuderer, des is ja Ihnere Tauben! Wie is denn dös passiert?“ Herr Schnuderer konnte keine andere Auskunft als die frühere geben, strich die Federn der Taube zurecht und ging sehr traurig heim. Er wohnte nicht weit von der Stelle, wo das Unglück geschehen war.

Seine Frau öffnete ihm und schrie auf. „Das Tauberl! Es is ja hin?“

„Weil Du auch immer das Fenster offen laßt, Du dumme Gans“, erboste sich Herr Schnuderer. Dann ergriff ihn wieder Schmerz um das Tier, und er streichelte es.

Eine schwache Stimme klang aus dem Nebenzimmer: „Wo bleibt denn mein Kaffee?“

Frau Schnuderer erschrak: „Die Großmutter! Das dürfen wir der alten Frau gar nicht erzählen, das vom Tauberl. Sie hat das Tier so viel gern gehabt.“

Rasch legte Herr Schnuderer die tote Taube auf die Kohlenkiste und wollte sie eben mit einer Zeitung zudecken, da stürmte der achtjährige Franzerl herein und sah das Unglück. Er nahm das Tier in seine schmalen Jungenhände und streichelte den weichen Federrücken. „Warum ist's denn gestorben, Vater?“

„Gestorben?“ die Großmutter humpelte in das Zimmer. „Gestorben? Wer ist gestorben? Do net gar am End' der Magistratsrat vom Fünferhaus?“ Sie wischte sich die tränenden Augen, sah dann besser und erblickte die Taube.

Der Junge stürzte zu ihr: „Großmutter, das Tauberl ist gestorben!“

Die Großmutter sah sich ratlos um. Dann weinte sie ganz still eine Weile, wurde aber plötzlich böse und stieß mit dem Stock zu der Gruppe, die kummervoll die tote Taube betrachtete. „Ihr seid schuld. Ihr habt's nicht aufpaßt auf mein Tauberl. Meine einzige Freud nahmt's mir weg. Na, ja, eine alte Frau, wie ich, fallt Euch halt zur Last. Werd's eh nimmer lang machen“, fügte sie mürrisch hinzu, weinte aber gleich wieder hilflos, nahm das tote Tier und legte ihr Gesicht auf das Gefieder.

Es wurde ein trauriger Abend. „Ich werde der Großmutter Baldriantropfen geben“, meinte die Frau, „da beruhigt sie sich. Sie kränkt sich soviel um das Tauberl.“

Der Junge hatte die Taube in eine Schachtel getan und schaute sie stumm an. „Gelt, Vater, das Tauberl kommt in den Himmel?“

„So a guter Bub ist er“, schluchzte die Mutter und küßte ihn, „ja, Franzerl, das Tauberl kommt in den Himmel.“ Und der Herr Schnuderer zerdrückte eine väterliche Träne und sagte: „Weißt, Franzerl, morgen am Sonntag werden wir das arme Tauberl feierlich begraben.“

„Ja, Vater“, rief der Junge mit rührender Freude, „unterm Fliederbusch. Ich nagele ein kleines Kreuz, da schreib ich mit roter Tinten drauf: Tauberl.“ — Gedrückt ging die Familie schlafen. Herr Schnuderer murmelte vor dem Einschlafen noch einmal: „Unser armes Tauberl!“ —

In aller Früh begann der Junge mit seiner Laubsäge ein Kreuz zu sägen. Vater Schnuderer sah zu. Die Mutter kam und fragte: „Tut's es jetzt eingraben, das arme Viecherl?“

Der letzte Liebesdienst wurde auf nachmittags verschoben. Die Großmutter hatte über Nacht den Vorfall vergessen, kam in die Küche, hielt Maiskörner in der Hand und lockte: „Wo ist denn das Tauberle?“ Nun mußte ihr Frau Schnuderer alles noch einmal erklären, worauf die Großmutter wieder weinend davonhumpelte. Und Herr Schnuderer sagte noch, bevor er mit seinem Jungen spazieren ging, daß er heute mittag keinen Bissen werde hinabwürgen können.

Traurig begann die Mutter ihre Vorbereitungen zum Mittagessen. Sie seufzte. Das Tauberl hatte ihr beim Kochen immer zugesehen. Während sie den Suppentopf aufstellte, machte sie sich auch ein wenig Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Ihr wehmütiger Blick fiel auf die Taube. Ein paar Federn hatten sich verschoben, darunter schimmerte zartes Fleisch. Frau Schnuderer schob noch ein paar Federn zur Seite und tastete die Brust des Tieres ab. „Ein mürbes Fleisch hat's, das Viecherl“, meinte sie gedankenvoll. Dann wog sie den Vogel prüfend in der Hand, und plötzlich setzte sie sich und begann die Taube entschlossen zu rupfen, die Federn flogen umher, und als das Tier nackt und rosig dalag, erwachten vollends alle Hausfraueninstinkte. Sie weidete die Taube aus, brühte sie ab, spickte sie und legte sie in die Pfanne.

Als um die Mittagsstunde Herr Schnuderer heimkam, schnupperte er: „Was gibt's denn Feines heute, Mutter?“

Dann raunte der Junge heran: „Wo hast denn das Tauberl hintan, Mutter? Wir [illegible]“

„Steh mir net im Weg, Bub!“ meinte Frau Schnuderer und drehte den Braten um. „Da in der Pfanne ist das Tauberl Gegessen wird's.“

Der Bub stutzte erst und sagte dann: „Sowas Gutes haben wir heute?“

Und Vater Schnuderer stotterte: „Ja, ja — das Tauberl. Das hättest doch net machen sollen, Mutter. Werden wir alle davon genug haben? Auf der einen Seiten ist es schon ganz schön braun.“

Es dauerte noch eine ganze Weile, bevor die Taube gar wurde. Der Junge malte unterdessen ungelenk auf das Kreuz „Tauberl“ und rief: „Können wir bald essen, Mutter?“

Endlich stand der Braten auf dem Tisch. Großmutter bekam Leber, Magen und Herz fein geschnitten, damit sie es gut schlucken konnte. Sie lobte: „Feines Essen hast kocht, Annerl.“

„Mutter, mir gibst die Haxen vom Tauberl!“ schrie Franzl hungrig. Großmutter hielt einen Augenblick im Memmeln inne, aß aber dann hastig weiter. Schweigend speiste die Familie die Taube mit Putz und Stingel auf. Herr Schnuderer hatte einen Knochen in der Hand und knabberte fein säuberlich das Fleisch ab. Nach Tisch klaubte der Junge die Knochen zusammen, gab sie in ein Papier und sagte: „Ich komme gleich wieder. Ich geb' nur die Knochen dem Karo zu Fressen, daß er auch was davon hat.“

Herr Schnuderer rauchte behaglich seine Sonntagszigarre und las die Zeitung. Nur einmal sah er kurz zu seiner Frau, die das Geschirr wegräumte, und sagte: „Zach war's doch, dös Luder!“

# Das Abenteuer der Miß Perrins / Skizze von Otto König

Miß Lea Perrins aus Jersey City stand aufatmend vor dem Bahnhof St. Lazare und blickte in das Verkehrsgewühl der Millionenstadt.

Das also war Paris! Paris, das jeder anständige Amerikaner einmal gesehen haben muß. Paris, das sie erobern wollte.

Auf zur Tat! Die Brust von Hoffnungen und Selbstbewußtsein geschwellt, stieg die junge und hübsche Miß Lea Perrins in die Kraftdroschke: „Hotel des Grandseigneurs!“ —

Jeder Feldherr, der ein fremdes Land erobern will, muß sich erst mit diesem vertraut machen, muß das Gelände erkunden. So auch Lea Perrins aus Jersey City. Sie mußte erst Paris kennen lernen, bevor sie einen Schlachtplan entwarf und sich in das fremde Sündenbabel hineinstürzte. Und wo konnte sie die Stadt besser erkunden als in jenem Viertel, das man ihr drüben in den Staaten als urpariserisch bezeichnet hatte, in Montparnasse?

Miß Lea Perrins aus Jersey City ging nach Montparnasse. Nicht etwa im schlichten blauen Kampfkleid, sondern in der Maske der Dame von Welt, im Hermelinmantel und in silbernen Tanzschuhen. Denn der Vater der jungen Dame war reich, und sie sah im Abendkleid außerordentlich vorteilhaft aus.

Das Geschick begünstigte den Schlachtplan der Kämpferin aus Amerika. Es half ihr, in einem Tanzlokal die Bekanntschaft eines französischen Jünglings zu machen, der ihr als der Typus des vollendeten Kavaliers erschien und zweifellos gewillt war, ein gutes Teil seiner Zeit dem schönen Mädchen aus der Fremde zu widmen.

Sie tanzten miteinander, und dann erlaubte Miß Lea Perrins ihrem neuen Bekannten, sich an ihren eigenen Tisch zu setzen. Der Marquis de Lariboissière — der junge Mann hatte mit rührender Bescheidenheit die Erregung übersehen, die sein Name bei der hübschen jungen Amerikanerin auslöste — kam der liebenswürdigen Aufforderung mit sichtlicher Freude nach.

Er wußte angenehm zu plaudern. Für ihn war es bald kein Geheimnis mehr, daß die fremde Schönheit danach dürstete, Paris gründlich kennen zu lernen, und er gab ihr wertvolle Auskünfte. Miß Lea Perrins war entzückt.

Und weil sie nun meinte, ein Vertrauen sei des anderen wert und ihr neuer Bekannter könnte ihr vielleicht noch mehr behilflich sein, wenn sie ihn über ihre Pläne aufklärte, so vertraute sie ihm rückhaltlos ihre Absichten an: „Ich bin herüber gekommen, um die Moral in den französischen Gefängnissen zu heben und um Schriften an die Insassen zu verteilen.“

Einen Augenblick glaubte das Mädchen aus der Fremde ein leichtes Lächeln um die Mundwinkel seines neuen Mentors huschen zu sehen. Doch dann war es überzeugt, sich geirrt zu haben, denn der Marquis neigte sich verbindlich herüber: „Ein wirklich menschenfreundliches Werk, das Sie da planen. Unsere armen Gefangenen brauchen wirklich ein wenig Erbauung und Aufmunterung.“

Von jetzt ab konnte Miß Lea Perrins den Marquis als Mitkämpfer betrachten. Sicher würde er ein treuer und verständiger Kampfgenosse sein, denn jetzt sagte er in richtiger Erkenntnis der geheimen Wünsche der jungen Dame: „Darf ich Ihnen vorschlagen, noch ein Kaffee aufzusuchen, in dem Sie das echteste Pariser Milieu finden werden? Ich glaube, dort wird für Sie ein dankbares Arbeitsfeld sein.“

Natürlich war Miß Lea Perrins aus Jersey City mit dem liebenswürdigen Vorschlag einverstanden, und sie gab dem höflichen Marquis ihren Garderobenschein: „Außerordentlich freundlich von Ihnen, daß Sie mir meinen Mantel holen wollen.“

Leider sah die hübsche Amerikanerin ihren neuen Bekannten in den nächsten achtundvierzig Stunden nicht wieder, ihren Hermelinmantel aber überhaupt nicht mehr. Denn als die schmählich Verletzte mit Hilfe eines Schutzmanns ihr Hotel gefunden hatte, mußte sie die Entdeckung machen, daß ihr Marquis unter geschickter Benutzung des Hermelinmantels und der in ihm gefundenen Kofferschlüssel ihrem Hotelzimmer einen Besuch abgestattet und alles mitgenommen hatte, was er dort fand, darunter auch die für die armen Gefangenen bestimmten erbaulichen Schriften. Und das war die größte Gemeinheit.

Deshalb war die Enttäuschung über den treulosen Tänzer doppelt groß, und deshalb schaltete die junge Dame aus der fernen Fremde ihr gutes Herz völlig aus und erstattete Anzeige.

Zwei Tage später hatte die Polizei den liebenswürdigen Tänzer ermittelt und festgenommen. Vom Marquis war freilich nichts anderes geblieben als der Abendanzug. Der Mann, der darin steckte, war der Polizei als Léon Lenoir und großer Gauner bekannt.

Vor Gericht sah Miß Lea Perrins aus Jersey City den Treulosen wieder. Er machte eine klägliche Figur und ein zerknirschtes Gesicht. Deshalb tat er der Heilsbringerin aus Amerika wieder leid, und sie legte beim Richter ein gutes Wort für ihn ein: „Behandeln Sie ihn mild!“ Sie trug es ihm nicht nach, daß er alle ihre Sachen sofort verkauft und das Geld beiseite gebracht hatte. Sie schüttelte auch nur traurig den Kopf, als ihr treuloser Mentor gestand: „Die erbaulichen Schriften? Die habe ich in die Seine geworfen, weil sie mir hinderlich waren.“

Trotz der selbstlosen Fürsprache des schönen Apostels aus Amerika mußte der Richter den Gauner auf ein Jahr hinter schwedische Gardinen schicken. „Aber“, sagte er, „wenn Miß Perrins nicht für Sie eingetreten wäre, hätten Sie drei Jahre bekommen.“

Der „Marquis“ sollte abgeführt werden. Da bat Miß Lea Perrins aus Jersey City: „Ich möchte mich von ihm ohne Feindschaft verabschieden.“ Und in treuer Erfüllung des guten Vorsatzes, mit dem sie nach Paris gekommen war, sagte die junge Dame zu ihrem einstigen Tänzer: „Ich habe noch eine meiner Schriften in meiner Handtasche [illegible] Die sie mit in Ihre einsame Zelle. Erbauen Sie sich daran, mein armer, verirrter Freund!“

Sie erwartete heißen Dank. Statt dessen sagte Léon Lenoir: „Was soll ich mit dem dummen Zeug?“

Miß Lea Perrins aus Jersey City fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Amerika zurück. Sie hatte den Glauben an die Menschheit in der Alten Welt verloren.

## Zecher im Herbst.

Rubine sprüht mein kühler Wein.
Der Herbst weht mir ins Glas herein.
Nun schleudert er, des Spieles satt,
Mir in den Kelch ein welkes Blatt.

O tiefer Gruß zur rechten Zeit!
O schwankes Boot Vergänglichkeit!
Im Kreise fährt darin der Tod
Auf seiner Bahn rubinenrot.

Sei, Dunkler, mir gegrüßt auch du!
Willkommen trinke ich dir zu!
Nur wer dich fürchtet, ist dein Knecht.
Dein Bruder ist, wer mit dir zecht.

Aus diesem Kelch rubinenrot
Trink ich das Leben und den Tod.
Bezwing' ich sie zur gleichen Zeit,
Wird mir ihr Sinn Unsterblichkeit.

Franz Karl Ginzkey.

## Der Knopf.

Skizze von Hans Gäfgen.

Von Cleversulzbach war Mörike, nach kurzem Verweilen in Schwäbisch-Hall, nach Mergentheim gezogen.

Es gefiel ihm nicht in der „Fuchshöhle“, seiner ersten Wohnung. Und so war er auch heute wieder griesgrämig aufgestanden, hatte die Brille umständlich geputzt und stand nun in der Mühlwehrstraße in der Morgensonne, sinnend, was beginnen.

Da schlug es vom Turm der Stadtkirche neun Uhr, und schon wußte der Dichter, was er zu tun hatte. Droben im Türmerstübchen wohnte ja der Schneider Hermann, der wollte doch gestern zur Anprobe des neuen Fracks kommen, war aber nicht erschienen. Weshalb wohl nicht?

Und schon spazierte der gewesene Pfarrherr von Cleversulzbach, von den Mergentheimern freundlich begrüßt, durch die morgenstillen Straßen zum Marktplatz hin. Als er dort die Bauersfrauen mit den Blumensträußen in den Töpfen sitzen sah und die jungen Schweinchen in den Körben quieken hörte, war seine Laune schon ein wenig besser geworden. Sogleich ward sie aber herabgestimmt, als er nun die steile Turmtreppe hinaufstieg und an einer besonders engen Stelle bemerken mußte, daß sein Bäuchlein schon wieder ein wenig zugenommen hatte.

„Gut scheint dem Herrn Pfarrer die Mergentheimer Luft zu bekommen“, begrüßte ihn der auf einem Tisch hockende Schneider und Türmer, als Mörike droben angekommen war, „ausgezeichnet sogar. Werden nochmals Maß nehmen müssen für den neuen Frack, wird schon besser sein.“

„Schweig' Er, Hermann!“ fuhr Mörike, noch ein wenig außer Atem, den Schneider an. „Sag' Er lieber, warum Er gestern nicht zur Anprobe gekommen ist!“

„Die Knöpfe, Herr Pfarrer, die Knöpfe hatte ich noch nicht bekommen können. Doch jetzt sind sie da, wie gemacht zum Frack.“

Mörike zog den Alltagsfrack aus und den neuen an. Als er aber den vorderen Knopf über dem Bäuchlein schließen wollte, da ging es nicht. Und da er ärgerlich wurde und es mit Gewalt versuchte, da behielt er das runde, glatte Ding in der Hand.

„Hab' ich's nicht gesagt? Der Herr Pfarrer sind beleibter geworden seit dem letzten Mal, ja, unsere Luft, unsere Mergentheimer Luft ...“

„Schweig' Er! Den Knopf hätte er besser annähen sollen. Außerdem brauche ich gar keinen Knopf da vorne, ich werde den Frack offen tragen.“ Und schon warf der Dichter mit jähem Schwung den Knopf durch das offen stehende Fenster.

Gleich danach kam ein feiner, klirrender Ton durch die Morgenstille herauf. Der Schneider, der besonders gute Ohren hatte, eilte ans Fenster, blickte hinab und sagte ruhig: „Fein zielen können der Herr Pfarrer, das muß ich sagen, haben beim Oberstleutnant von Speeth eine Scheibe eingeworfen.“

„Was hab' ich getan, eine Scheibe eingeworfen? Da ist Er daran schuld, Er muß die Scheibe bezahlen.“

„Bei aller Freundschaft, Herr Pfarrer, den Prozeß werden Sie verlieren.“

Zwei Stunden später läutete Mörike, angetan mit dem neuen Frack, an der Wohnung des Oberstleutnants von Speeth. Gretchen, die Tochter, öffnete. Etwas Inniges strömte von ihr aus, da sie fragte: „Der Herr wünschen?“

„Den Herrn Oberstleutnant möchte ich sprechen.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich Sie in die Eßstube führe! Aber im Salon ist eine Scheibe entzwei. Irgend ein Tunichtgut hat sie heute morgen eingeworfen. Als es läutete, dachte ich schon, der Glaser sei es, um den Schaden zu beheben.“

„Ja, darum komme ich auch.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Nun, ich habe die Scheibe eingeworfen.“

Und dann kam der Herr Oberstleutnant herein und freute sich sehr, den Dichter kennen zu lernen. Als Mörike sich aber entschuldigte, mußte der alte Soldat hell auflachen: „Tut nichts, tut nichts, Herr Pfarrer, Glaser wollen auch leben.“

Lange noch saßen die drei Menschen in angeregter Unterhaltung zusammen, und als Mörike erwähnte, wie unglücklich er sich in der „Fuchshöhle“ fühle, da horchte der Oberstleutnant auf und sagte: „Da wüßte ich Rat. Der Stock drunten wird frei. Ziehen Sie doch ein, wenn's Ihnen zusagt.“

Mörike zog mit seiner Schwester wirklich bald danach in das Haus am Marktplatz, und Gretchen, die Tochter des Herrn von Speeth, wurde seine Frau.

★

## Ein Hundeleben.

Eine Geschichte aus der Köterperspektive von G. W. Beyer.

Solange Strupp zurückdenken konnte, hatte er ein wahres Hundeleben geführt.

Seine klare Erinnerung reichte zwar nicht über den Augenblick hinaus, da er eines regnerischen Herbsttages winselnd und naß vor der Haustür seines jetzigen Herrn lag. Aber in seinem Hundehirn war die Ueberzeugung groß geworden, daß sein ihm unbekannter früherer Besitzer sich seiner hatte entledigen wollen, indem er ihn ins Wasser warf. Daher rührte auch wohl Strupps Haß gegen alles Nasse.

Sein neuer Herr huldigte leider in dieser Beziehung anderen Ansichten. Als damals die Frau die Tür aufmachte, das arme nasse, zitternde Fellbündel auf ihrer Schwelle sah und vor Mitleid mit dem armen Vieh ein paar Tränen verlor, da hatte der Mann zuerst geknurrt: „Was, ins Haus nehmen? Ersäufen muß man das Tier!“ Der vorwurfsvolle Blick seiner Frau stimmte ihn zwar ein wenig milder, aber an seinem Machtwort schien doch nichts zu rütteln: „Na, meinetwegen, laß den Hund herein! Aber ich bitte mir aus, daß der zugelaufene Köter sofort gründlich gebadet wird. Ich habe keine Lust, mich mit Flöhen herum zu schlagen.“

Das war der Empfang in seiner neuen, selbstgewählten Heimat gewesen. In einen Waschkübel hatte man ihn gesteckt, mit stinkender Teerseife eingerieben und trotz allen Winselns nicht eher aufgehört mit dem Schrubben, bis sein Fell noch schlimmer juckte als von tausend Flohbissen. Und die Tracht Prügel, die es gegeben hatte, als er aus dem Kübel wischte, in irgend eine offene Tür hineinflüchtete und sich auf dem Teppich schüttelte und wälzte! Warum nur? Er meinte es doch damals so gut und wollte der Frau die Arbeit des Abtrocknens abnehmen.

Auch sonst war das Leben voller Schläge und entbehrte fast aller Fettaugen und saftigen Fleischstücke. Die Frau behandelte ihn ja ganz gut, aber sie war eben nur ein schwaches weibliches Wesen und konnte sich nicht dauernd schützend zwischen Strupps gefährdetes Hinterteil und den Fuß ihres Mannes stellen. Aber man mußte ihr seine Hundedankbarkeit beweisen, und deshalb schon blieb Strupp in seinem selbstgewählten neuen Heim, fand sich mit den Unbilden des Lebens ab, so gut er konnte, nutzte alle Gelegenheiten, etwas zu stehlen, weidlich aus und entwickelte sich dabei rasch zum starken, struppigen und ewig knurrenden Wachhund.

So ging der Winter vorüber, und der Sommer kam. Da war oft Besuch im Hause, denn die Menschen erklärten immer wieder, es sitze sich so schön in Weßlings Laube und vor allem könnte man da angenehm Bowle trinken oder eine Flasche Wein, denn im Dämmerdunkel unter dem Blätterdach stelle sich bald die richtige Stimmung ein.

Stimmung! Ja, das war auch so ein Kapitel, bei dem Strupps Ansicht von der seines Herrn wesentlich abwich. Stimmung, nach Strupps Hundemeinung konnte man den Begriff leicht umschreiben: Ein fleischreicher Knochen, aus einem Essen herausgefischt, das möglichst wenig Wasser enthielt, und dann ein ruhiger Verdauungshalbschlaf. Das war Stimmung. Aber die Leute da in der Laube behaupteten, Stimmung sei es, wenn sie große Mengen Bowle getrunken hatten, laut zu werden anfingen und den Schlaf aller Hunde in der Nachbarschaft störten. Verrückt!

Heute waren sie wohl recht in Stimmung. Der eine vor allem, der ein paar Häuser weiter wohnte und so fürchterlich geschimpft hatte, als Strupp einmal ahnungslos an seiner Gartentür das Bein hob. Ein sehr dummer Mensch mußte das sein, denn was hatte er anders erreicht, als daß Strupp jetzt seinen allabendlichen Verdauungsspaziergang in die Dunkelheit verlegte, um seine Visitenkarte ungefährdet vor der Tür des Berserkers zurücklassen zu können?

Dieser Mensch tobte jetzt in der Laube herum, als hätte er einen ganzen Zirkus voller Hunde vor sich. Zuerst hatten die anderen gelacht, doch jetzt schwiegen sie, saßen da mit Gesichtern, als wollten sie den Mann fressen, und wenn sie Haare auf dem Rücken gehabt hätten wie ein anständiger Hund, dann würde ihnen das Fell zu Berge gestanden haben vor lauter Wut.

Strupp wäre es wenigstens so gegangen. Aber was kümmerten ihn die Leute? Er lag zusammen gekauert vor der Laube, tat, als ob er schlief, und blinzelte doch von Zeit zu Zeit zwischen den halbgeschlossenen Lidern hindurch nach diesem Schreier. Man konnte nicht wissen, was dem Kerl plötzlich einfiel, sonderlich jetzt, wo er das Glas herumschwenkte, bald hier, bald dorthin torkelte und immer ein wenig Bowle dabei verschüttete. Als anständiger Hund mußte man da ein wenig auf der Hut sein, denn das Zeug war nicht nur naß, sondern es roch auch unangenehm.

Halt, was war denn das? Strupp riß mißtrauisch die Augen auf. Der Schreier hatte plötzlich ein kleines schwarzes Ding in der einen Hand, und die anderen Leute saßen kreidebleich, starrten ihn an. Dann brüllte er etwas, und die anderen sprangen auf, hielten die Hände über den Kopf, schoben sich langsam wie eine Herde verängstigter Hammel zur Laube hinaus. Wie sollte ein vernünftiger Hund aus dem allen klug werden?

Und nun standen die Leute im Garten, hielten alle noch die Hände hoch. Auch die Frau. Das ärgerte Strupp. Denn sie war doch immer ganz gut zu ihm gewesen, und er sah ihr an, daß ihr die Sache da mit dem Schreier durchaus nicht behagte. Was wollte denn der Kerl überhaupt mit seinem schwarzen Ding, mit dem er in der Luft herumfuchtelte und das die anderen anstarrten wie ein Hund den Stock, mit dem er verprügelt oder gar totgeschlagen werden soll?

Plötzlich hatte Strupp keine Zeit mehr, sich die Frage zu überlegen. Denn nun schien der Schreier auch ihn entdeckt zu haben. Er brüllte plötzlich etwas von „Mistvieh“, und dann schüttete er Strupp das ganze Glas Bowle aufs Fell.

Die Beleidigung war für einen anständigen Hund zu viel. Im nächsten Augenblick hing Strupp am Hosenboden des Schreiers. Der Mann brüllte auf, fuhr herum, ließ das schwarze Ding und das Glas fallen. Und plötzlich wich von den anderen die Erstarrung. Die Hände sanken, einer stürzte wie der Blitz auf den schwarzen Gegenstand zu, und die Frau schrie: „Strupp, laß los!“

Richtig! Jetzt fiel Strupp erst ein, daß es nun eine fürchterliche Tracht Prügel geben mußte. Denn ein Stück Hose war zwischen seinen Zähnen hängen geblieben. So ließ er los, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und ...

Die Welt mußte verrückt geworden sein. Strupp brauchte nicht durchzubrennen. Denn die Leute fielen alle über den Schreier her, nicht über ihn, und die Frau schmeichelte: „Komm, liebes Hundchen, komm Strupp!“ Vorsichtshalber bewahrte der Köter sein Mißtrauen noch ein wenig und stand sprungbereit. Doch als ihm das Frauchen die Ohren kraulte und gar vor lauter Rührung ein paar Tränen träufeln ließ, da drückte Strupp erstaunt seinen Kopf fest gegen ihr Knie und fühlte sich wohl, hundehimmlisch wohl.

Einen Augenblick freilich hatte er noch Zweifel am Bestand dieses gar zu merkwürdigen Glücks. Das war, als der Hausherr den Schreier dem Ueberfallkommando anvertraut hatte und auf Strupp zukam: „Das hast Du brav gemacht. Alle Achtung vor dem Vieh. Er hat doch mindestens einem unter uns das Leben gerettet. Großartig, wie er diesem sinnlos Betrunkenen in den Hosenboden fuhr.“

Strupp verstand das alles nicht. Aber er zerbrach sich den Kopf nicht mit unnützen Fragen. Ihm genügte, zu wissen, daß eine Wendung in seinem Hundeleben eingetreten war.